Schauer n. K. del. C. J. Scholze sc. 1801.

Urania

von

C. A. Tiedge.

Zweite verbesserte Auflage.

Halle 1807.
In der Rengerschen Buchhandlung.

KŒN.PR.FR.
UNIVERS.
ZV HALLE

An
meinen Gleim
zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weiſen,
Den heut' in Emma's Hain ein ſchöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preiſen;
Dir, Freund, der zwiſchen zwei Unſterblichkeiten ſteht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn
gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Un-
sterblichkeit.

Tiedge.

Erſter Geſang.

Inhalt.

Der Zweifler blickt in die Zeiten ſeines unbefangenen Glaubens zurück, der bei dem Fortſchritte peinlicher Berichtigungen verſchwindet. V. 1—20. Widrige Lebenslagen, die den äußeren Frieden verdrängen, ſtellen die inneren Beruhigungen auf eine Probe, welche ſie nicht beſtehn. V. 21—46. In dieſem Gedränge ſchauet das Gemüth forſchend umher, und trift auf Täuſchung und Ungewißheit. V. 47—69. Daher

1. der Zweifel am Daſeyn Gottes. Der forſchende Verſtand trit in die Natur hinaus, wo die Erſcheinungen der phyſiſchen Welt auf eine Gottheit hindeuten. V. 70—90. Nicht ſo in der moraliſchen Welt, wo Zerſtörung und zahlloſe Uebel ſich drängen. V. 91—120. Daher ein trauriges Schwanken, wodurch

2. der Glaube an die Fortdauer unſerer Seele tief erſchüttert wird. V. 121—140. Lied an die Hofnung. V. 141—158. Die Hofnung der Unſterblichkeit iſt ſo erhebend, und doch ſchwindet ſie vor dem Zweifel dahin. V. 159—171. Aus ſich hinaus blickend, überſchauet die Seele, die ſich ſelbſt ein Räthſel iſt, den Gang des Lebens, welches mit bald dahinſinkender Kraft dem Unter-

gange zu eilt. V. 172—207. Gleichwohl drängen sich dem Menschen Bedürfnisse auf, die mit dem physischen Gange des Lebens im Widerspruche stehen, und ihn einer trauernden Sehnsucht hingeben. V. 208—228. Diejenige Weisheit, welche dem Unglücklichen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweis't, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn mit jeder Freude, die aus seinem Leben wegschwindet, einem vielfachen Tode Preis. V. 229—252. Die seligsten Gefühle unsers Herzens sind eine wiederholte Vernichtung, und quälend ist die unbesiegbare Sehnsucht nach einer, zur Vollendung führenden, Zukunft. V. 253—263. Dieses, mit so vielen Uebeln geplagte, und mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Tugend und Laster umringte, Daseyn gewährt nichts, als eine räthselhafte, finstre Ansicht des Zirkelganges von Entstehen und Verschwinden. V. 264—285. Warum begegnen uns überall die schreckenvollen Erinnerungen des Todes? Sollen sie uns das Bedürfniß der Hofnung aufregen, ohne welche die Tugend gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Triebe nicht besteht? V. 286—310. Hier stößt das beunruhigte Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner inneren Bestimmungen von der Gewalt körperlicher Einwirkungen. Beispiel davon. V. 311—330. Dieß macht dem Menschen

3. seine sittliche Freiheit und die davon herfließende Verdienstlichkeit moralischer Erscheinungen zweifelhaft. V. 331 — 343. Er fühlt sich gezwungen, sich als ein, von drängenden Trieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin und her geworfenes, Wesen anzusehen. V. 344 — 364. Dennoch fodert eine innere Stimme von ihm die Tugend: und diese Vorstellung vollendet den traurenden Zweifler, der, wie ein Verlaßner, auf offnem Meere umher irrt, und in seufzenden Tönen nach Beruhigung schmachtet. V. 365 — 387. Schlußelegie. V. 388 — 400.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hofnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte zarte Roth.
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth.
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,

Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume,
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume,
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht.
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Friede war um mich; durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnerothen Morgenhimmel tritt.

Hin! dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing;

Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging.
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihrer Lipp' entwehte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Wie begeiſtert! wie empor gehoben!
Rief ihr heiligſtes Entzücken aus:
Sey gegrüßt, zum Wiederſehn dort oben,
Sey gegrüßt, du ſtilles Geiſterhaus! —

Dieſer Traum verſank, wie eine Welle,
Die kein Daſeyn wieder hoffen darf.
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Sonnenhelle
Einer andern Welt herüber warf.
Ach! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;

Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unſern innern Lichttag prüft!

Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne;
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf und fragt:
„Seyn und Werden, ſeyd ihr Dunſtgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn? —“

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang in das Grau

Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun;
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales
Der Natur enthüllte, je zu ſchaun!
Konnte Gott, der ſo den Menſchen machte,
Daß er Wahrheit ſuche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verſchmachte?
Ihm den Becher zeigen und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend ſuch' ich ihn! — 70
Draußen in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels ſuch' ich ſeine Spur;
Suche Hofnung, Troſt und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, ſeufzende Warum?
Keine Antwort ſpricht zu meinen Fragen;
Alles ſchweigt, die Mitternacht iſt ſtumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft:
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes?
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schreien tausend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.

Freundlich trit die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn', der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig! sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott, ein Rächer, und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer;
Laster stehen, wo die Tugend fällt:
Ist ein Gott, und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott;
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung;
Edle darben: und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein wildes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?

Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze,
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf;
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Hier legt freundlich eine Hand der Liebe
Einen Frühlingstraum um unsern Geist;
Aber feindlich waltet das Getriebe
Der Zerstörung, die den Kranz zerreißt.

Ist ein Gott, der aus den Sonnenhallen
Mir die Hofnung schimmern heißt,
Jene Hofnung: daß mein Geist
Nimmer wie ein Flötenton verhallen,
Und das Leben meiner innern Welt

Nicht in Staub verſinken werde,
Wenn dieß kleine Haus von Erde,
Das der Geiſt bewohnt, zerfällt?

Süße Hofnung! unter öden Trümmern
Sah ich oft am finſtern Saum
Meiner Tag' ein leiſes Schimmern:
Das warſt du, war dein Vergöttrungstraum.

Die du ſo gern in heilgen Nächten feierſt,
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hofnung, laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!

Wenn, längſt verhallt, geliebte Stimmen
ſchweigen;
Wenn unter ausgeſtorbnen Zweigen

Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal an zu klagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn;
Dann loß ihn um den Rand des Erdentraumes
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hofnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!

Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Aber weg aus meinen Tagen
Floh die Hofnung, wie ein schöner Traum;
Düstre, kalte Zweifel jagen
Nachtgewölk' in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich in der dunkeln Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt und wie sie denkt?
Warum mußte sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter

Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, die die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Natutaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich! ob du den Mann noch kennst,

Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh der Raſen uns begräbt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.

O! Natur, an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbſt der Tugend heilige Trophäen
Bringt ſie dir zu theuren Opfern dar! —
Armes Daſeyn, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Eingeweiht zum Lichtgenoſſen,
Fragt der Forſcher: wo die Wahrheit wohnt;
Aber ſieh! der Himmel iſt verſchloſſen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir ſpähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüſte ſtarrt um unſre Bahn,

Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt:
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — "
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?

Armes Herz, ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſeyn zu beblümen;
Ich kann nicht ſo glorreich untergehn!
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts, als Tod um mich;
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, ein Mal ſtirbt.

Lieblich blühn die Roſen, aber drücke
Nicht zu froh ans Herz die junge Luſt!
Tödtend, mit geheimer Tücke

Fahren ihre Dornen in die Bruſt.
Selbſt die feierlichſten Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls verwunden: —
Wo die Hand, die der Vernichtung wehrt?
Huld und Freundſchaft, hängt ihr an der Fiber,
Welche die Verweſung einſt zerſtört?
Trägt kein Gott euch in das Leben über,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Hinwegſchaun über dieſes Leben,
Wurde dieß auch uns zum Fluch gegeben?
Wird der edle, hohe Tugendſinn
Nie die Krone der Vollendung tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durch den Raum des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du was es ſoll?

Sieh es an! kein Fiebertraum iſt bunter:
Weiſe fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düſtre Wahnſinn lebt.
Schau, hier ſinkt der Kindheit friſche Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laſter, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Iſt der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu ſinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenſeele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypreſſen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düſtre Worte:
„Blühen, wachſen, welken und vergehn! —“

Dieſer Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Bruſt empor;

Dort der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte, warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,

Und getroſt den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz
Die Natur von That zu That hinüber.
Gieb dem Herzen Eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,

Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht;
Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Iſt der Menſch an's große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber kreiſ't:
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend
Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?

Fühlen wir bei jedem Schritte nicht'
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heilge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals, ihren Phantaſieen
Hingegebne Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh': und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos;
Iſt der Geiſt, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich ſiegt,
Oder ob's ein Raſender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauſchen hört der Menſch die dunkle Schwinge,

Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Flut der Dinge;
Weiß er wie? wohin die Flut ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern:
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;
Und in einem wüsten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,

Ohne je dem Ufer ſich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht;
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſt's ein Gott, der hinter dunkeln Schleiern
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht tief in's Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher ſeyn? —

Heilge Nacht, du führeſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum:
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Iſt hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind im wilden Sturme des Gewühls
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls!

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er schwindend an der öden Gränze
Dieses Lebens nieder legt?

Ruhe, dich, dich such' ich, holder Friede,
Suche dein Gefilden am Himmel auf!
Tief im Dunkeln, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf!

Zweiter Gesang.

Inhalt.

Vorüber fliegend ſind die Geſtalten der Zeitlichkeit; und ihr fodern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab. Wir forſchen nach Wahrheit, und erforſchen ſie nicht. Wir ſind dem Irrthum unterworfen: und hierin beruht unſer Menſchenrang. Die Beſtimmung des Menſchen iſt: die Tiefe der Fülle zu ahnen. V. 1 — 31. Jede Stufe ſeines Daſeyns hat ihren beſeligenden Geſichtkreis; wenn er eine ſolche Stufe überſprünge: ſo würde er verlieren. V. 32 — 46. Der Wunſch, die Wahrheit zu umfaſſen, hebt ſich, bei näherer Prüfung, von ſelbſt auf. Wie hoch wir immer hinauf treten: auch höhere Geiſter erſchöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Erſchöpfung iſt wahre Vernichtung. V. 47 — 76. Das Gebiet der Wahrheit iſt unendlich; die Beherrſchung deſſelben muß einem unendlichen Geiſte zukommen. Es iſt ein Gott. V. 77 — 86. Das Heer von Uebeln, die den Menſchen verfolgen, machen das Daſeyn Gottes zweifelhaft. Wir ſchauen umher im Gebiete der Erfahrung, und finden keine Beruhigung. V. 87 — 106. Gleichwohl dringt ſich uns das Bedürfniß des Glaubens an ein höchſtes Weſen auf. Es iſt

1. die Tugend, die uns nöthigt, einen Gott zu glauben. Dieß Bedürfniß, welches ſelbſt im Aberglauben ſich dunkel regt, offenbart unbe-

sieglich in der Stimme des Gewissens seine Kraft. V. 107 — 137. Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? V. 138 — 178. Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefodert werden; und dennoch bringt es unser heiligstes Gefühl in Aufruhr, die Ansprüche der Tugend auf zu geben. Wir sind demnach gezwungen, von einem Gotte die Herstellung jener Gerechtigkeit zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich uns unwillkührlich auf dringt, sind die Leiden der Tugend, als ihr Triumph, an zu sehen. V. 179 — 200. Es ist eine Geisterwelt, in der das Würdige seinen Rang behauptet. In dieser muß ein Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Statt finden. Kein endliches Wesen erreicht je die vollendete Wirklichkeit dieses Zusammenhanges. Es ist ein Gott: Dieß ruft uns das Gewissen zu. V. 201 — 234. Mit diesem Rufe zusammen stimmend bezeugt

2. das Daseyn Gottes die Natur. V. 235 — 258. Ansicht des gestirnten Himmels. V. 259 — 274. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. V. 275 — 423. Hymnus. V. 424 — 437.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hof-
nung halten;
Wir bleiben, die Gestalten fliehn!
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

Ins Heiligthum zu schaun, ins Heiligthum
der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns, allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist
des Strebens,
Und auf dem Ozean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick: eines Pharus seyn!

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dieß, dieß ist sein Rang; nur er, der
diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch
kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie? darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,

In welchem Sonnenstaub und Sonne flutend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ;
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebellicht zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn, uns führt?

Es sey, daß du ein Mal durch jene Sonnenräume
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Keime,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie!

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren Sonnenkreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?
Verdiente sie das Glutgelober
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder

Du, Menſch, du müßteſt gröſſer ſeyn:
Und dieß, dieß foderſt du; allein
Wie groß? das iſt die ſchwere Frage. —
Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er ſtrebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingsſohn;
Auch du biſt ihr geliebter Späher,
Und was du wünſcheſt, haſt du ſchon;
Haſt einen dunkeln Tag, voll Ahnung hellrer Tage:
Nur dieſe Bürgſchaft macht das Leben lebenswerth,
Sie ſpricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;
Und, wie ein fernes Licht, verklärt
Sie ſanft die Heiligkeit des ſtillen Tugendkreiſes,

Der tief in seinem Schooß ein leises
Und seufzendes Warum? izt nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie eine
reiche Dichtung:
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte, Flur!
Vollendung unsers Seyns, was wäre sie?
Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß;
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.

So flögst du denn umsonst von einer Son-
nenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!

Wer mag das große Buch des Weltenraums
entſiegeln?
Wo löſ't ſich auf die volle Harmonie? —
In Einem höchſten Schaun muß ſich die Wahr-
heit ſpiegeln;
Die Gottheit iſt dieß Schaun, die Wahrheit
ſelbſt iſt ſie! — —

„Es iſt kein Gott! Mit tauſend Uebeln ringend,
Stürzt der gequälte Menſch ins öde Nichts hinab;
Und ſchweigend fliegt die Zeit, ſich auf und
nieder ſchwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!
Es iſt kein Gott! —“ ſo ſchrein aus dum-
pfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und ſchallen
Durch das Gewölbe der Natur! —
Ach! führet denn kein Laut im Menſchen auf
die Spur,

Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nicht;
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung,
Sie kettet Schluß an Schluß: und immer fällt kein Licht
In das Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist:
Vielleicht!
Ach! nur vielleicht! Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht:
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,

Die Welt der Kraft, die Welt der Lebens-
harmonieen,
Die fern ein höchstes Ziel uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das hinter diesen Erdentagen
Wie durch zerrißne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das
innre Leben;
Mir ist ein Gott ins Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:
Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist,
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend,
waltet

Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und
Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes
Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer ver-
schwimme,
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme;
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen,
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn ſtill und rührend
Die Unſchuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend ſiegt? — Der Glaub' an Gott!
Was ſpricht, wie Geiſterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler ſelbſt, wenn ihn kein Troſt mehr hält,
Wenn er ſchon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme? —
Der Glaub' an Gott und an die Geiſterwelt!
Der Aberglaube ſelber iſt ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erſtatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Es ſey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt:

Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten:
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten;
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es rast in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.

Es hat das Göttliche des Menſchen keine Rechte?
Verdammt iſt die Vernunft, dem Wechſel zu zu ſchaun? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die ſchwarzen Mitternächte,
Dein armes Daſeyn zu verbaun!

Du ſiehſt den Frevel ſtolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laſter prunkt im Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weiſen bauen auf, damit die Narrn zerſtören:
Hier iſt's, wo ſich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall iſt, was blind den Gang des Rechtes ſtört;

Vernunftlos, wie er iſt, wie mag er dich empören? —
Allein du kannſt dich hier des Glaubens nicht erwehren:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die ſich aus eigner Kraft entfaltet;
Dich reißt der Glaube fort: daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt.
Uns ward ein Tugendſinn und Trieb nach Lebenswonne:
Sie ſind der Doppelſtrahl, der in dieß Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern Sonne,
Und weiſt uns mächtig hin auf eine Geiſterwelt.

Es iſt ein Gott! und ſieh! die Nebel ſind zerfloſſen
Vor dieſem Sonnenſtrahl; ein großer Lebenstag,

Ein Auferſtehungstag iſt ausgegoſſen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeiſter, lag!
O, Menſch, vermiſſe dieſen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligſtes vermißt!
Du würdeſt die Vernunft ſelbſt ihres Lichts be-
rauben:
Gott iſt, weil eine Tugend iſt!

Sie leuchtet uns, wo dunkle Träume grübeln;
Sie leuchtet uns hinauf durch dieſes Labyrinth,
Das uns mit einer Nacht von Schatten überſpinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge ſind!
Und Heil und Heiligkeit ſind zwo verwandte
Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig ſich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geiſt zuſammen:
Und dieſer Geiſt iſt Gott, kann Gott nur ſeyn.

Kein Endlicher mag ſich zu dieſer Höh' erheben;
Die höchſte Seligkeit, das reinſte Geiſtesleben
Sind in ſich, durch ſich Eins; Gott faſſet ſie allein!

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich ſo warm umfaſſe?
Was vor dem Geiſte ſich ſo dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinſten Sinn ſo rein, ſo tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall iſt die große Körpermaſſe,
Wohinter eine Welt der Geiſter ſich verhüllt!
Und dieſe Geiſterwelt iſt die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich iſt, gehört zu dieſer großen Seele,
Die ſich dem ſtillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannſt dich dieſer Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel ſelbſt verräth dir ihre leiſe Spur;

Sie ſpricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube ſpricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magſt du ſie ſelbſt empfinden?
Du trägſt in dir ein Bild von einer Körperwelt:
Dieß Bild empfindeſt du, nicht was ſie ſelbſt enthält.
Und, ohn' ihr Daſeyn zu ergründen,
Glaubt feſt dein innrer Sinn an ihre Welt.
Du zweifelſt nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahneſt Größe dort, und ſchauſt entzückt hinan:
Iſt denn die Geiſterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiſte fängt das Reich der Geiſter an;
Der höchſte Geiſt iſt Gott, und du wirſt ſeiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt:
Hier iſt ſein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Iſt er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den hohen Tiefverborgnen ſchleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein;
Der ofne Tag, die Luft, voll Lerchenſtimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenſtimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederſchallt;
Und wie begeiſtert rauſcht der Wald.
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter ſpielt und leis um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Moswald irrt.
Wo Hehra wandelte, dort in den Heiligthumen
Des Felſenthals vernimm das ſtille Wort der Nun!

Dort lies — ſie ſpricht von Gott — die heilge
Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet ſich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale ſeiner Trauer
Nach einer Gottheit dieſes Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die
Blume ſagt;
An ſeinem Herzen ging mit wildem Grimme
Der Tod vorbei, und riß mit kaltem Spott
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüſte ſeufzet auf: „Verhängniß, biſt du
Gott?“ — —

Freund, es iſt Nacht, die dunkeln Lebensſpuren
Behorcht die ſtille Luft; das Haingeflüſter nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen

Hin über die verſchattete Natur!
Das Leben träumt; ſchon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfeſt,
Wo ſich die Wahrheit gern in ihrer keuſchen Hülle
Den Huldigungen überläßt,
Die ſich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrſcht und weihet unſer Feſt.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und ſie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über dieſen Glanz
Und dieſen Pomp vom Thron der Gottheit nie-
der wallen;
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienſt der Welten auf.
O ſchau! wie Zug an Zug ſich dränget!
So groß, und doch ſo ſtill! — Ein Geiſt der
Stille hänget

In dieſem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geiſt der Stille führt den wunderbaren
Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! ſieh die Zeugen,
Vor welchen unſer Feſt beginnt!
Orions Sonnenwelten ſind
Zur hohen Feier eingeladen,
Und ſelbſt die traurigen Hyaden,
Sie ſchaun aus düſterm Nebelflor
In ſtiller Heiterkeit hervor.
Es heben ſich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter ſchön empor.
Dort ruht der Schwan; und leiſe Töne gleiten
Um ſeine Silberbruſt, wie ein Geſang der Zeit,
Der ſtill und ſtill verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unſterblichkeit.
Da ſchwimmt der Halbmond hin, und Aether-
lüfte fächeln

Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft
umgraut:
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit
schaut.

O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern
Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle,
Dort öfnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum:
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt vom Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Zeit entronnen;
Und offen lag vor meinem Geiste nun

Der Ozean, an deſſen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kieſel, ruhn.
Die Milchbahn ſtreckte weit durch unermeßne Fluren
Die tauſend Arme wundervoll hinaus:
Dort drückte ſeine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unſterbliche Gedankenſtrahlen
In meinem tiefſten Leben auf.
Verklärter ſchwebten Monde hin und Erden,
Aus Schattenhallen gingen ſie herauf;
Zu Morgenſternen ſah ich Abendſterne werden;
Die Schatten blüthen ſelbſt zu Lichtgeſtalten auf.
Geſtirne zogen dort in weit entfernten Gleiſen,
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geiſter, die aus öden Lebenskreiſen
Nach einer hellern Sonne ſchaun.

Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über;
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs herüber;
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen:
Hier ist es, wo im Schooß der lieblichsten Natur
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte halb licht ein Sterngewölk empor;

Es wand aus fernen, düſtern Räumen
Sich, wie ein Auferſtehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun goß ſich in die Huldigung
Der Nacht der Sirius, wie eine hehre,
Auflodernde Begeiſterung,
Mit einem ganzen Flammenmeere.
Fern ſchimmerte der Uranus
In ſeinen hellbereiften Kälten,
Und dennoch, gleich beſonnten Welten,
Mit einem vollen Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgeſtattet.
Und näher flüſterte der Myrtenhain,
Der das Geſtirn der Liebe ſanft beſchattet,
Um für die Unſchuld hier ein ſtilles Land zu weihn.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder friſchen Gruft ſchlug eine Flamm' empor,

Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens ſich verlor. —

So ſchwang mein Geiſt ſich auf zum Gottesdienſt der Sphären,
Ha! welch ein Gottesdienſt der Nacht! und doch kein Gott? — —
Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier iſt, hier waltet Gott!
Sein Odem weht durch dieſe Strahlenlaube:
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du biſt!
Biſt nahe dem beſeelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend iſt.

Es ſey kein Gott: und todt ſind dieſe Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;

Und Trümmer dann den wüſten Thron zuſammen,
Auf welchem einſam nur und ſtumm der Tod
noch ſizt.
Es ſey kein Gott, von dem die Welten ſtammen;
Im Schooß des Zufalls iſt der Lichttag auf-
gewacht;
Der weiſe Zufall rief in aller ihrer Pracht
Die tauſend Sonnen hin in dieſe Glanzgefilde:
Damit aus tauſend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtſeyns große Nacht, ſich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einſt in Schlummer fallen,
Sie fragt umſonſt: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger ſchrieb an dieſe Aether-
hallen
Mit heller Flammenſchrift: Ich bin! —
Dieß iſt die Schrift, an die auch Engel glauben;
Wie weit der Kreis auch ſey, den Engel über-
ſchaun:

Sie haben weiter noch zu glauben;
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt vertraun?

Laß vor den Wundern dieser ofnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht, heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm wie seine Welten zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn denn im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit;
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Ein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
Gott ist das All, das All ist Eins!
Ihn preist dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt!
O! glaub' es dir und den Versicherungen
Von tausend Welten, Freund, Gott ist!

Sey denn mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie;
Der Tugend öfnet sich das Reich der Harmonie.
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott;
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der ſtille Geiſt, der innerſte, ſeligſte Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leiſe ſpricht im flötenden Nachtigallliede
Der Hain es nach: Es iſt ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geiſt, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fodert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es iſt ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Aus der Alles umströmenden Lebensfülle ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hervor. V. 1—28. Wenn er in dieser Flut dereinst auf immer unter geht: warum ward er vor allen organisirten Wesen dieses Raums

1. mit einem weit über dieß Daseyn hinaus reichenden Lebenssinn ausgestattet? V. 29—48. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Dort, woran seine Erwartung hängt. V. 49—64. Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft, und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, beziehn sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtendenkmahls in die Gegenwart herüber zu ziehen. V. 65—96. Mißverhältniß zwischen seiner Sehnsucht und seiner irdischen Dauer. V. 97—105. Eben dieß Mißverhältniß findet Statt zwischen seiner Kraft und dem Kreise ihrer Thätigkeit. V. 106—128. Geht der Mensch unter: so ist der Staub, der nur die Form ändert,

bleibender, als er; so wird mit ihm eine Welt vernichtet, welche sich in ihm durch die Unendlichkeit fortsetzt. V. 129—177. Eben so über die Gränze dieses Daseyns hinaus greifend ist

2. das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückseligkeit nicht. V. 178—207. Ihre Vollendung erreichen wir nie; die Bestimmung unsers Daseyns ist, daß wir uns ihr in ewigem Fortschreiten nur nähern. V. 208—231. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

3. Dem Menschen kann der tiefe Forschertrieb nicht umsonst gegeben seyn. Er begeistert ihn, ein stufenweises Erheben zur Fülle des Lichtes zu ahnen. V. 232—277. Schon hier findet, laut der Geschichte, ein analoges Weiterkommen der gesammten Menschheit Statt. Welch ein Fortschritt von den Anfängen der Ausbildung, bis hinauf zur feinen Griechenkultur. V. 278—323. Die Wahrheit erscheint hier im sanften Schleier der Poesie. Eine der lieblichsten Dichtungen ist Psyche. V. 324—381. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder nie-

fere Blick in das Heiligthum der Wahrheit in ein aufgehendes Morgenroth. V. 382—409. Der langsame Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit, der eine Unendlichkeit ahnen läßt, und uns zur Selbstleitung auffodert, ist die verheißende Bürgschaft einer lichtvolleren Zukunft. V. 410—428. Ihr Genius tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und, wie aus fernem Nebel, dämmert das Land unserer Hofnung empor. V. 429—446.

Dritter Geſang.

Leben. Glückſeligkeit. Wahrheit.

Es iſt ein Gott! O, Freund, der heilige Gedanke
Durchſtrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel ſich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es iſt ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquellen,
In die Unendlichkeit hinaus;

Auf ſie, die ſeinem Blick nicht näher ſchweben,
Als du ihm wandelſt, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus,
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu ſtreben,
Beſeelend in die Wüſteneі,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne:
Ob Gott ein Gott des Lebens ſey?
Der Boden, wo du wandelſt, ſchüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dem Thal.

Welch Leben ſchwärmt und ſäuſelt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben ſchwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!

Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgend iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es wehet leis in ihr ein Athemzug empor:
Und hoch aus dieſer Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch hervor;
Der Menſch, ein Sohn des Staubs, und über ihn erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben:
Es iſt der Menſch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter ſich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über ſich hinauf:
Und dieſer Menſch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löſ't ſich der Denker auf?
Der hohe Menſch, der daſteht, und den Lauf

Der Weſenflut umforſcht, iſt ſelbſt nur eine
Welle,
Die, nichtig ſelbſt, aus dieſer Flut entquoll,
Und wegſinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächſte Wallung folgen ſoll? —

Iſt dieſe gränzenloſe Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter ſchimmern läßt, zu ſeicht,
Ein Menſchenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und unter drängenden Naturgewalten
Die Arme zitternd noch ums holde Daſeyn ſchlingt?
Was iſt es, daß der Menſch ſo ſtark, ſo un-
erſchüttert
Sein Daſeyn liebt und lieben muß,
Das, wenn es dort erhöhten Selbſtgenuß
Von ferne ſieht, durch grauſe Tode zittert,

Und tief in die Gefahr ſich wirft?
Es ſucht die Ruh, und flieht die ſtillern Lebens-
ſtellen.
Was iſt es, daß der Menſch aus ſeinen reichſten
Quellen
Nur Durſt und heißre Sehnſucht ſchlürft?

Mag ihn die Brandung halb verſchlingen,
Noch lüſtern ſchauet er ins wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz ſich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen:
Und immer iſt zu klein der Raum, den er erſtritt,
Und immer hört er noch entfernte Götterſtimmen;
Ins weitre Daſeyn will ſein Wahn hinüber
ſchwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daſeyn mit!
Er ſchifft am Wolkenſaum, ergreift den Blitz am
Flügel,
Und wirft ihn neben ſich darnieder in den Staub!

Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird
sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel;
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erstiegt er Sphär' auf Sphäre:
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich: und immer ist mit seinem Geist
kein Friede,
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,

Und überflöge gern den raſchen Flug der Zeit.
Dort, hinter allen Sonnenſcheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt raſtlos ihn ein wunderbares Treiben,
Und zürnt dem Arm, der ihn auf dieſen Hügel bannt.
Ins Dunkel ſtürzt er ſich, und glaubt ſich nur verloren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab;
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:
Dieß ſtrahlt dem Weiſen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Raſen überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum verſunkener Geſtalten
Iſt eine Hand, die, noch das Daſeyn feſt zu halten,
Sich ſtarr empor aus wüſtem Grabe ſtreckt.

Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu
schwinden,
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt:
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? — O, nur vergebens
lüde
Die Götterwelt dich ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Doch des geliebten Spieles nie!

Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis mit halb erloschnem
Blicke
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,

Wenn hinter ihm, wie eine lange, ſchmale
[redacted] Brücke,
Dieß Leben ſich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Verſinken
Im finſtern Strom, ihm dieſe Brücke baun?
Darf dieſem Lebensdrang, und ſeinen holden Winken
Nach dort, das Herz ſich nicht vertraun?
Iſt dieſes innre Weiterſtreben
Ein leeres Hinſchaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt iſt ihr dann das arme Menſchenleben!

So rechtet kühn der Menſch; wenn das vermeſſen iſt:
So iſt es die Vernunft, die er ſich nicht gegeben,
Die ſich ſo freventlich vermißt.

Der große Britte schwand; noch leuchten die
[redacted]estirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Was blieb zurück von dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern,
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt; die Duftgestalt geht unter! —
Der Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Verwest, verwittert, und in bunter
Verwandlung wiederkehrt — er bleibt!
Und ist der Mensch, der, selbstgebietend,

Ein freies, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gehört.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig wiederkehrt.
Durch Tode soll der Mensch erst leben lernen:
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf:

Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Trit auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für Götter:
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,
Wir ahnen einen tiefen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreist:
O, welche Flut des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist;

Es ſpiegelt in dem Geiſt, der ſo erhaben waltet,
Weisſagend mehr als Eine Welt ſich ab,
Wenn ſich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet,
Und weihend ſteigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen biſt.
Unendlichkeit kann nur das Weſen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren iſt.

Wie klein verſinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb ſich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz ſich ſehnt.
Und darum ſchwankt der Menſch; kaum trägt er ſeine Liebe

Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz, so welkt die Ros
und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein
Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs
der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der
Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürsten-
pracht;
Es gräbt der Geiz nach ihr im finstern, gold-
nen Schacht,

Er fragt nach ihr auf Inſeln wüſter Meere,
Und hört die Antwort nicht aus der Gewitternacht.
Der Eitelkeit erſcheint ihr Bild im Traum der Ehre;
Dort jagt der Held, und ſtürzt — auf einen Lorbeerkranz,
Was in ihm leuchtet, dünkt ihm ein entfernter Glanz:
Er wähnt, daß dieſe Welt den Funken löſchen werde,
Den Durſt, der tief in ſeinem Weſen glüht;
Er glaubt an einen Hügel Erde,
Worauf ſo kurz die ſchönſte Stunde blüht.
Nimm hin den Kelch der Luſt; zwei Mal haſt du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt: und ſchon
Iſt von der Lippe weg der Nektarkelch geſunken.
Auf, richte dich empor! du biſt des Himmels Sohn!

Glückseligkeit grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Wenn ihren schönern Kranz die hohe Friedenspalme
In unsre Götterlauben streut:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bey jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend Kränze zählen:
Doch nie besitzen wir sie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur Eine Blume läßt sie niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,

Und läßt das Herz zurück, das ſie ſo ſtark
entführt?
Das große Ziel iſt ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten ſoll.
Sie ſtrahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In ſchöner Stille, wie der Stern
Der lichten, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick ſich dieſem Stern,
Kaum ſiehſt du ihn den Kreis beglänzen,
Der ſich für deine Pflicht erhellt:
So ſteht er auch ſchon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Wie? oder iſt es eines Traumgeſichtes
Verirrung nur, die uns ein hellres Seyn ver-
ſpricht?
Iſt dieſer Drang nach höherm Licht

Nicht Weissagung des höhern Lichtes?
Dann sprich, warum, warum ward uns der
Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Und dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der lichten Sonnenfeier;
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,

In wechselnden und ſtreitenden Geſtalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug:
Es ſey, daß hier der Menſch im täuſchenden Gewirre
Verlockender Geſtalten ſich verirre;
Nach Wahrheit ringt ſein Geiſt, im Irrlicht ahnt er Licht.
Und ſollt' er dennoch nie das weitre Ziel erſtreben,
Das heilig ihm der Genius verſpricht?
Ja, weihet opfernd ſich dem Wahn ein edles Leben;
Sprich! iſt's die Wahrheit nicht, der dieſer Sieg gebührt?
Die hohe Göttin iſt es immer,
Die ſo den Muth begeiſtert, ſo entführt:
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt!
Nur leiſe kündend naht die Sonne ſich dem Volke,

Ihr Flammenantlitz iſt auf Morgenduft gemalt:
So mildernd iſt die ſchöne Roſenwolke
Nicht Sonne zwar, doch ſanft von ihr beſtrahlt.

Dieß ganze Daſeyn iſt ein Spiegel,
In den ein blaſſes Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raſchen Flügel;
Wohin? Ein ewig Dort iſt ihr entferntes Ziel.

Laß zur Geſchichte, dieſem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn;
Laß ihren grauen Schatten auferſtehn,
Und die verhüllten Geiſter dunkler Tage
Vor deinem Geiſt vorüber gehn!
Den fremden Zug beginnen finſtre Stunden;
Und andre ſind mit Blut getauft;
Sie weiſen trauernd hin auf tief geſchlagne Wunden;

Durch Wunden hat die Menſchheit ſich erkauft.
Schon färben heller ſich die grauen Nebeldünſte:
Wie unter tanzenden und ſchönen Kindern, trit
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geſchlungner,
Künſte,
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahr-
heit mit.

Die Zeiten ſind weiſagende Kaſſandern;
Und die Vergangenheit ſchließt uns die Zukunft
auf:
Horch! ſie verkündet uns ein großes Völker-
wandern;
Die Menſchheit ringt ſchon hier von einem Ziel
zum andern;
Sie kämpft ſich immer mehr zur Menſchlichkeit
hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederſeelen,

Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor:
Da horchte tief aus seinen Felsenhöhlen
Der aufgesungne Menschensinn hervor;
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein;
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.

Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt:
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,

Vernahm der Menſch ſich ſelbſt und was in ihm
begann;
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfun-
ken an.
Nun glänzten die helleniſchen Gefilde
Von einer Schöpfung himmliſcher Gebilde,
Die jeden Lebensraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit zogen ein;
Erhabne Worte ſprach der Hain,
Und Wahrheit hüllt' in freundliche Geſtalten
Des Urlichts reinen Wiederſchein.
Wie hold umfängt ſie uns in Pſyche's ſanfter
Trauer!
Ein Gott hat dieſen Traum in Himmelsduft
getaucht,
Und ihn mit einem Geiſterſchauer
Dem zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überſchleiert,
Lauſcht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber Eine Stimme wacht.

Pſyche ſchwebt durch Roſenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, ſchweige!
Aber ach! ſie ſchweiget nicht.

Pſyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt ſich von der Götterſtufe
Lüſtern nieder, horcht — und fällt.

Pſyche fällt; ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die ſanften Roſen hin.

Schatten ſind's, die ſie umgeben.
Wie ein holdes Traumgeſicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Geſträuch nicht röther,
Das in Kronen ſich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Pſyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Buſen ſchattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles ſtumm, wo Pſyche wallet;
Nur ein leis entwehtes Ach,
Das den Hain durchirrte, hallet
Ihr die Felſentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen:
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter ſich, und weihn,
Pſyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahneſt du den Geiſt, der über die Beſchwerden
Der Lebenspilgerſchaft ein mildes Dämmern gießt;
In dieſem Schauerlichte ſchließt
Den ſchönen Liebesbund das dunkle Seyn und Werden.
O, laß uns in das Götterland,
Ins liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verſchwand,
Mit hohem Ernſt laß uns hinüber ſchauen!
Noch leuchtet Platons Sonnenblick,
Der durch die Lenze Griechenlands gelodert;
An die Natur, die giebt und wiederfodert,
Fällt nur die Hülle, nicht der Geiſt, zurück.

Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand:
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber ins gelobte Land.

Nach dieſen Geiſtern laß uns ſchauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgengrauen,
Das rettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft ſchaut.
Ein jeder Schritt, den unſer Streben

Dem Reich des Lichtes abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein ins heitre Geiſterleben.
Jedoch, daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Wahrheit näher winden:
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir ſie nur ahnen, nicht ergründen:
Dieß iſt ein hoher Wink, er winkt hinauf!
hinauf!

Ja, dieſes Ahnen: einſt die reifre Frucht zu
brechen,
Zu wandeln einſt in einem reinern Licht,
Iſt ein geheiligtes Verſprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verſpricht,
Mit dieſem feierlichen Gottesworte,
Mit dieſer Handſchrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, trett' ich gerettet hin
Zu jener finſtern, tief verſchwiegnen Pforte,

Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein;
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That,
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat,
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Flut
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber
gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt,
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer
Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Gott iſt ein Gott des Lebens. Er kann den Geiſt des Menſchen nicht vernichten wollen. Der, demſelben inwohnende, Tugendſinn iſt das Unterpfand ſeiner Unſterblichkeit.

Erinnerungen an eine Abendſzene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung ſich öffnet, in die umgebende Welt hinaus blickt, und fragt: Wird Gott den menſchlichen Geiſt, Troz der Ahnung, die er durch edle, weit über dieß Daſeyn hinaus fodernde, Bedürfniſſe, und ſelbſt durch die Natur, in ihm empor winkt, feindlich vernichten? V. 1—40. Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der Genius der Welt zu ſeinen Menſchen ſpricht. V. 41—65. Selbſt das Leiden ward zum Schuzgeiſt der Freude beſtellt. Dieſe holde Pflegerin des Lebens, welches ſie aus den Händen der Liebe empfing, kommt uns freundlich entgegen, und ſchließt ſich würdig dem Gefolge der Tugend an. V. 66—94. Eine frohe Begleiterin unſerer heiligſten Gefühle iſt die Phantaſie. Sie erhebt uns über dieß Daſeyn hinaus, und feiert mit einer ſchönen Seele das Leben höherer Welten. V. 95—179. Aus höheren Welten kamen, um uns die Ol-

gerſchaft durch dieſe noch mehr zu verſüßen, die Liebe und die Freundſchaft, wie zwei tröſtende Genien, herab, und blicken, voll Sehnſucht, nach ihrer Heimath zurück. V. 180—210.

2. Auch die Dunkelheiten unſers Erdendaſeyns ſind ein Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfniſſe auf, die mit der ganzen Kraft ihrer Anſprüche auf eine Zukunft uns begeiſtern und über die Erſcheinung ſchwindender Geſtälten uns erheben. V. 211—222. Der Sturm, der ein Wolkenheer zuſammen trieb, zerreißt auch den Nebelſchleier. Lykophrons Trauer. V. 223—263. Leiden wecken endlich in unſerm Gemüthe

3. die Kraft der Tugend auf. Der Glaube an die Tugend ward uns, als das ſicherſte Unterpfand unſerer Fortdauer, mitgegeben. Selbſt in unſere Gefühle legte der Urheber unſerer Natur einen Sinn, der freundlich uns zur Tugend hinzieht. V. 264—273. Kamen nun Leben und Vernichtung aus Einer Hand: ſo iſt dieß Daſeyn eine Welt der Widerſprüche. V. 274—303. Das Leben iſt eine flüchtige Erſcheinung, in der wir nur unſere Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit ſich ſelbſt, blickt der Weiſeſte in die Vergangenheit zurück. V. 304—317. Las Caſas Tod. V. 318—347. Es muß eine Zukunft Statt fin-

den, die das Leben weiter bringt. V. 348—359. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen: Alles deutet hin auf physischen Tod. V. 360—394. Die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Verklärungsscene des geistigen Menschen. V. 395—418. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. V. 419—442. Ihr fällt die sinnliche Form unsers Daseyns anheim: das Seelenleben, das Bewußtseyn unserer innern geistigen Kraft, gehört der Unsterblichkeit. V. 443—450. Hymnus. 451—462.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,

Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn
Der Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch ein Mal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als hinter uns der Mond mit seinen Silberfluren,
Wie eine aufgeblühte Hofnung, stund,
Und, wie ein dunkles Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt:

Da ſchlug, wie eine leiſe Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
Es war ſo ſtill um ihn, wie nach verſtummten Flöten,
So ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten;
Nichts war um uns, als Gott und die Natur:
Da ſchauderte durch's Herz die Kraft, ſich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier ſah der Geiſt ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unſichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebensſinn
Und ſo viel Gottheit zur Verſchmachtung
An's große Weltenufer hin?

Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit;
Schon trit ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt!“ —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand;
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne ſchwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft mit tauſend Stimmen
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, ſpricht: „Die Gottheit liebt! —“
Kann rührender die Liebe ſprechen,
Als durch den Himmel, den ſie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geiſt der ſüßen Lebenstriebe,
Der tauſendſtimmig zu dir ſpricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht!“

Zu einem ernſten Freudentempel weihten
Verborgne Hände dieſe Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,

Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel
hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Nasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze:
Verdamme nicht den weisen Schmerz!

Die Liebe hat die Welt geboren,
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß,
Und beide haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dieß liebste Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn

Der Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig
die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn:
Dann ſchüttelt ſie vom nächſten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchen-
wange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube
wölbſt;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels ſeyn, iſt halb der
Himmel ſelbſt!

Und daß ſchon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieſeswelt beginne,
Ward unſerm Geiſt ein Weſen zugethan,
Aus Geiſt und Sinnlichkeit geboren:

Die Phantasie — O! sie bestreuet unsern Horen
Mit Blüten jeder Kunst die Bahn;
Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie, Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume,
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Der Hofnung giebt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh:
So treten beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,

Und Himmel öfnen ſich vor ihrem Scherblick;
Sie ſchaut hinaus, und ſieht ein großes Lebens-
wandern;
Die goldnen Inſeln ſchwimmen auf und ab;
Ein Engel iſt der Tod, und leuchtend dort das
Grab;
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebenshofnung zu.
Ja, ſie begeiſterte die Ruh
Dort in dem Abendthal, das deine Trauer feiert,
Wo durch die grüne Nacht, die weihend nieder
hing,
Wie mit Verklärungsglanz umſchleiert,
Die himmliſche Geſtalt der reinſten Seele ging.

Um Hehra war's ſo heilig, wie am Sitze
Der Unſchuld, die ein Gott bewacht;
Ein ſchönes Leuchten, wie verſchwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.

„So" — sprach die Fromme — „glänzt am
dunkeln Erdenstaube
Der stille Gang der Tugend auf! —"
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber
schauen:
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß

Liegt vor uns da das ernſte Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt;
Sie ſchaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da ſieh das Zweigeſtirn! wie ſchön
Die beiden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig ſich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung ſehn!
Es geht der große Geiſt der Liebe
Durch ſeine Schöpfung, die er trägt und hält,
Und ſchlingt das ſüße Band der holden Wechſeltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das ſtille Land, von dem die Sehnſucht ſpricht,
herab!

Es spiegelt sich in unsern schönsten Träumen,
In unserm reinsten Leben ab.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust. —"
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel,
In Nacht versank der Traum von Schmerz und Lust.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln:
Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht:

Der Glaub' umfaßte nun mit Einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einſt mit dieſer reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finſtern Todtenhain.

Sey Friede denn mit dieſem Schattenleben!
Dem Himmel iſt es ja ſo nah verwandt;
Und Huld und Freundſchaft weihn darin ein ſtilles Land,
Das ſie, wie Genien, umſchweben,
Aus einer ſchönern Welt zu uns herab geſandt.
Sey hoch beſeligt, oder leide:
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' iſt doppelt Freude,
Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab,
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet:
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschüttet unser Pfad;
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam niedertrat!

Unsre Herzen sind voll Todtenmähle,
Wie der Rasen im Zypressenthale;
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf! —"

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebens-
triebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann?

Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf; und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder;
Trit näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz!
Er spricht: „Verlaß dieß Wogen und dieß Fluten,
Das Leben heißt — den Traum, der nach Ge-
stalten greift:

Es iſt der Geiſt des Schönen und des Guten,
Der hinter dieſen Hüllen reift! —"

Ja, Freund! Geſtaltung iſt's, worein das Große,
Das Hohe nur die Wurzel ſchlägt,
Das ſein beſtrahltes Haupt im Schooße
Des reinen Aethers blühend trägt! —
Es fällt ein Nachtorkan in unſre ſtillſte Feier,
Und jagt ein Wolkenheer herauf:
Doch eben dieſer Sturm zerreißt den Wolkenſchleier,
Und lichte Stellen blicken freundlich auf.

Wüſt lag die Flur, zerriſſne Wolken flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne hinter Wolkengittern zogen,
Wie ſtille Geiſter, auf und ab.

Betäubt saß Lykophron an einem Grabeshügel;
Und eine finstre Nacht kam aus dem Todtenhain,
Und schwang um seinen Geist die schwarzen Schattenflügel;
Nur, wie ein bleicher Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Vergangenheit herein.
„Melida," — rief er aus — „ach! was wir ewig wähnen,
Zerrann vielleicht, wie Duft im weiten Raum;
Dieß heilige, dieß innig tiefe Sehnen
Ist nur vielleicht ein froh umarmter Traum.
Das Schöne ward dem Element zum Raube;
Das Liebliche zerfiel, wie Blumenstaub im Hain:
Und doch! doch drückten sich dem zart geformten Staube
Die lichten Spuren eines Engels ein.
Erlosch dieß Seelenlicht, das herrlich aufgelodert?
Verschüttete hier dieser Hügel Sand

Das Göttliche, das nicht aus Erdenstaub erstand?
Den hohen Tugendsinn, der seinen Himmel fo-
dert? — "

Und sieh! des Dulders finstern Horizont
Umzittert, wie ein rother Morgenschimmer,
Ein stilles Leuchten, das die Trümmer
Des Lebens freundlich übersonnt.
Der Wolkenvorhang war hinweg gezogen;
Wie eine junge, blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur:
Da war's, als sprächʼ ein Geist zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht! — "

O, Freund! die Hand, die unter Blütendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,

Wirft auch den Sturm an unſre Bruſt,
Um tief in uns den Ernſt der Zukunft auf zu wecken.
Sie gab die Tugend uns, als eine ſichre Spur,
Und als ein Unterpfand der höheren Natur;
Sie ſtrahlte, daß der Menſch ſich ſelbſt getreuer bliebe,
Der Tugend ſanften Wiederſchein,
Wie Nebenſonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.

Und dieſe Liebe ſtürzt, ach! wie von einer Klippe,
Vom Daſeyn kalt ein Menſchenherz hinab?
Sie reißt den Kelch von unſrer Lippe,
Für den ſie ſo viel Durſt uns gab?
Sie ruft durch die Natur zur ſeligſten Vermuthung
Der Dauer Geiſt und Herz hinauf.

Und baut zur gräßlichſten Verblutung
Des Lebens hier den Opferaltar auf?
Wie? hat ſie darum nur in dieſer Stufenhalle
Den Menſchengeiſt ſo hoch hinauf geſtellt,
Daß er vom Gipfel ſeiner Welt
Mit deſto tieferm Sturze falle?
Sie ſandte ſelbſt den Blick von Licht in ſeine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Traum von Freiheit in die Seele
Nur darum tief, ſo tief hinein gelegt,
Damit der Geiſt in ſeiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fodert unſer Leben,
Sie fodert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laſter nicht, ſo laß den Edeln beben,
Der dieſe Welt verlor, und jene nicht erſiegt!

Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Das Leben iſt ein langer Tod!
Der Blutaltar — dort ſteht er aufgerichtet;
An ſeinem Fuße gähnt ein ſchauderhaftes Grab!
Dort wird im Menſchen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, dieſe Widerſprüche ſtürmen
Dich deiner feierlichſten Hofnung zu!
Das Leben triumphirt, und ſeine Palmen ſchirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh!
In dieſe Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube ſich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Buſen trägſt, das Menſchenloos verklagt;

Wenn er hinauf klagt zu den Sternen:
Daß, in dieß Daſeyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort ſind, eh' ſie uns umfängt.

Laß einen Edeln ſich vom Erdenſtaub erheben;
Mit einem Seufzer geht der Weiſeſte dahin.
Las Caſas ſtirbt — o ſieh, der ganze Sinn
Des Lebens drückt ſich aus in einem ſolchen Leben.
Wie unbefriedigt ſchaut er auf den Raum zurück,
Wo ſeine Tag' ihr kurzes Daſeyn hatten:
Das iſt der letzte dunkle Blick;
Es iſt, als würf' er nur noch einen leiſen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er ſieht die Zeit, wie ſie mit aufgerißnem Flügel
Dahin mit unſern Thaten flieht:
So trit er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu ſeinen Füßen ſchreit Chiappo's Volk in Ketten,

Die Spaniens Tyrann um freie Menſchen wand.
Der fromme Seelenhirt ſtreckt zitternd aus die
Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten.
Und, wie ein Segen, hängt an ſeinem Blick die
Ruh;
Ein Wüthrich zürnt herab von ſeinem goldnen
Seſſel:
Las Caſas bebt, und wirft die kaum gelöſ'te
Feſſel
Den armen ſchwarzen Brüdern zu!
Da, wo er rettete, ſchwebt ein erhabner Engel;
Und wo ſein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag,
Es iſt der Schatten ſeiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn ſeufzend ab.
Ein Himmelsahnen ſchwebt nun ſanft, wie eine
helle,
Verſöhnende Geſtalt, auf ſeinen Geiſt herab.

Das reinſte Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Und ſolch ein Leben ſtreckt umſonſt die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber itzt in ſeine Nacht verſinkt? — —
So kann, ſo darf das Heilige nicht enden!
Hinüber ſichernd über Nacht und Grab,
Kam zu des Menſchen Geiſt das Göttliche herab,
An ihn den Himmel zu verpfänden.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten ſtamme?

Auflodern wird die reine Veſtagluth,
Die ſchöne Funken ſprüht, zur hellern Aetherflamme:
Nur was der Erd' entſteigt, wird auch der Erde Raub.
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Geſtalten;
Sie ſchütteln grauenden Verweſungsſtaub
Aus langen, düſtern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart trit auf, und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit;
Die Weltgeſchichte ſelbſt begräbt die Weltgeſchichte,
Verwiſcht den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern;
Die ewige Natur reißt ſtolze Zedern fort.
Schau! wie verſteinerte Jahrtauſende, ſtehn dort

Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt, und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer;
Wir trauern über Hellas Trümmer;
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog;
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O, Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des äonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entſtehen, Seyn und Tod! — Verhängniß-
voll' Worte,
Ihr ſeyd der Inhalt jedes Erdentraums,
Des feierlichen Throns, ſo wie des Hütten-
raums.
Die Erd' iſt das Gerüſt der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der ſich hinab ins Dunkel
zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernſt der
Weiſe ſieht.
Dort zittert ſchwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in ſeinen Tagen unter;
Die Welt iſt nicht mehr ſein, die ſeine ging zur
Ruh.
Er wankt ihr einſam nach — „Wohin?" —
Wohin fragſt Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen
Erde;
Sie fragt nicht: ob ein Morgenroth

Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde?
Der Mensch nur fühlet seinen Tod.

Und dieß Gefühl empört sich nicht vergebens;
Es ist die Stimme, welche tief
Aus seinem Innersten zur Dauer ihn berief.
Dort aus den Schatten des, schon halb verschwundnen, Lebens
Spricht diese Stimme leis hervor:
„Daß die Vergötterung ein Opfer fodre;
Doch aus der finstern Asche lodre
Die leuchtende Verherrlichung empor. —"
Mit tiefen Schatten ist der Altar überhangen,
Auf dem das Opfer fallen wird.
Noch ist der Göttertag nicht aufgegangen,
Wohin durch's Urnenthal der Blick der Sehnsucht irrt. —
Die Weihung naht, sie löst die heilgen Stunden,
Die Liebespfänder ihres Himmels, ein;

Bezahlet iſt die Schuld, die Erd' iſt abgefunden:
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über:
Geſtaltung reift zur Umgeſtaltung nur,
Und die Erſcheinung ſchwebt vorüber:
Zum Nichtſeyn iſt kein Schritt in der Natur.
Zwar überſchattet Nacht den Urquell unſrer Tage;
Wir wiſſen nicht, woher? wir wiſſen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage:
Doch mein Triumph iſt, daß ich bin!

Seyn werd' ich, weil ich bin, des Daſeyns höchſte Blüte,
Des Daſeyns Bürgſchaft iſt die Kraft in meiner Bruſt,
Die Kraft, daß ich die Tugend mir gebiete;
Durch mich bin ich mir dieſes Seyns bewußt,

Das, unbedürftig jener Gaben
Der Weltnatur, in ihrem Schooße reift,
Doch nicht aus ihr entstammt, und über sie erhaben,
Die hohe Geisterwelt ergreift.
Frag die Natur, sie weiß, was sie gegeben,
Und was ihr Rasen nicht begräbt:
Dein — innig dein ist dieses Seelenleben,
Die Kraft, der Geist, der dich zum freien Gott erhebt.

Wie Geist und Körper ist, und wie sich Eins hinüber
Ins Andre tief zu Einem Sehn verflicht,
Zu einem solchen Seyn: der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich, was gewönnen wir?

Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf
zu ſchwingen
Und unſern Himmel ſelbſt hienieden zu errin-
gen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell verſiegen werde,
Der jenſeit der Natur entrann.
Was irdiſch iſt, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an! —

Unſterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geiſt dein lichteres Reich;
Und hinter ihm, wo die Geſtalten ringen,
Verrauſchet der Sturm am dürren Geſträuch.

Ihr, vom Naturgeſetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchſtrahlt den ewigen Raum:
Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender ſtrahlt ſein ahnender Traum.

Es iſt von ihm hinweg geſunken
Der irdiſche Druck; das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menſchen iſt das Ziel des Menſchen, der Grund ſeiner höheren Hofnungen, auf zu ſuchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in ſeiner Erhebung, oder in ſeinem Falle beobachten, eine gewiſſe Kraft, die auf das Beſtimmtwerden ſeines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf ſein Gemüth Triebe, die auf ſinnlichen Genuß ſich beziehen. Aus dieſer Verknüpfung zweier, einander widerſtreitender, Naturen tritt eine räthſelhafte Erſcheinung; aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealiſche Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirkſamkeit des Menſchen einen Schwung, der, ſelbſt in ſeiner verderblichſten Richtung, den Beobachter zum Erſtaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn feſt. V. 69—85. Dieſe Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, ſtellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: ſie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86—97. Da erſt, als die Menſchheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unſchuld überlebt hatte, begann das Be-

dürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnung dringender zu werden. V. 98 — 124.

1. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, es zu erreichen: die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns zu glauben. V. 125 — 159. Dieser Glaube dringt sich uns besonders und unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld leiden sehen. Die Stimme eines inneren Richters fodert Gerechtigkeit für sie. Diese Stimme, die den Frevel verdammt und die Unschuld in Schutz nimmt, legt ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, oder der Mensch ist zur Lüge, zum Widerspruch mit sich selbst geboren. V. 160 — 210. Dieser Widerspruch läßt der Vernunft keinen andern Ausweg offen, als eine, über dieß Daseyn erhabene, Bestimmung des Menschen an zu nehmen. V. 211 — 238. Brutus schmäht die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein nicht vom Gebiete der sinnlichen Natur hat die Tugend ihren Himmel zu fodern. Der Gang physischer Gesetze nimmt von der Würdigkeit jener keine Bestimmung an; sondern er schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. V. 239 — 270. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln und in sich

und durch ſich ſelbſt zu ſeyn. Aus dieſem Kampfe geht die ſiegende Kraft der Tugend, der heilige Wille, glorreich hervor. V. 271 — 299.

3. Gewalt der Tugend über das Gemüth des Laſterhaften. Ihr Bild bleibt in ihm zurück, wenn ſie ſelbſt aus ſeinem Leben entwich. Ihr huldigt die Heuchelei, und zitternd naht ſich ihr die Reue. V. 300 — 367. Die ſeltſamſten Erſcheinungen der Furcht des Frevlers ſind der Tugend heilige Ahnungen, die in dem edleren Gemüthe zu Himmelsgeiſtern werden, im Blick der Unſchuld uns anleuchten, und Licht und Frieden um gute Menſchen verbreiten. V. 368 — 405. Der Glaube an die Tugend iſt das Morgenroth des höheren Lebens. Heller ſtrahlt es an ſchönen Seelen hervor, in welchen jedes Gefühl gleichſam ein Gewiſſen iſt. V. 406 — 430. Die Stimme des Gewiſſens iſt unſere Führerin durch das Leben. V. 431 — 445. Oft läßt ſie ſich in einem großen Beiſpiele der Tugend und freien Willenskraft vernehmen. Chriſtus ſtellt in der furchtbaren Erhabenheit ſeines Lebens ein ſolches Beiſpiel auf. V. 446 — 468. Hymnus. V. 469 — 488.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es denn, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es denn, zu haben, was du haßt;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht.
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine ofne Gegenwart.

Die Pythia in uns laß uns befragen:
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer,
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal!
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an:
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das bis zu ſolcher Tiefe fallen kann!

Begeiſtert blickteſt du in feierlichen Stunden
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;

Und haſt du in der Tugend Gott gefunden,
So ſuch' ihn auch im Laſter auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war ſein Heldenwahnſinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erſchütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts ſo tief, als ſich, erſchlug.
Groß war der ſtolze Philippide,
Die Hoheit war in ihm zerſtört.
Das große Laſter, das dein Herz empört,
Iſt die geſtürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenſpitze kehrt;
Es iſt der Wetterſtrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf:
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
So gleich unbegreiflich sich! o, sprich, wer gab der Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte ſind im Menſchen tief verſchlungen,
Die der Verſtand ſelbſt anerkennen muß:
Die Tugend fodert Opferungen,
Die Sinnlichkeit dringt auf Genuß.
Getrennt ſind dieſe beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert ſie mit unbeſtrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwiſchen beide trit verſöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das ſchön und immer ſchöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer iſt die Lichtgeſtalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das iſt die hehre Spur,
Der Schimmer unſers Götterthumes;
Das iſt der Menſch der höheren Natur!

Du ſtaunſt zur Kraft hinauf, ſelbſt dann,
wenn ſie zerſtöret;
Wenn ſie das Große niederreißt;
Wenn ſie Gefahren trotzt, und Felſen weichen
heißt;
Sie feſſelt, wenn ſie auch dein ganzes Herz em-
pöret,
Doch deinen Blick und deinen Geiſt.
Du ſtaunſt, wenn Archimed nur einen Stand-
punkt fodert,
Um ſelbſt den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterſt, wenn empor die Kraft der Seele
lodert,
Wenn ſie verderbend auf in wilde Flammen
ſchlägt;
Du bebſt, wenn Hannibal hoch über Alpen-
ſchlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du ſchauderſt auf, wo Zäſars Eitelkeit,

Zum lauten Zeugen ſeiner Sünde,
Herab zu ſeinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du ſchauderſt auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du ſiehſt das fürchterliche Schimmern,
Die grauſe Sichtbarkeit der Sonnenfinſterniß.

Beſeele dieſe Kraft mit freier, edler Güte;
Begeiſtre ſie mit ſtillem Friedensſinn;
Vergöttre ſie zur holden Pflegerin
Der reinſten Menſchlichkeit, der ſchönſten Geiſtesblüte;
O! dann ergreift ſie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet ſich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Geſtalt.
Ja, ſie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einſt die ambroſiſche, geliebte Flur,
Und trug den feſtern Sinn der Lebensharmonieen
In unſre ſchwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne
blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindesloos:
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich unter Küssen
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur:
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Tugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hofnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild!

Und welch ein Raum von dieses Lebens
Gränzen
Bis zu der Sonnenwelt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott: er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,

Wo, tief verhüllt und vielgeſtaltig,
Ein düſtrer Geiſt um lichte Stellen ſchwebt?
Es iſt des Schickſals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unſre Kraft erhebt.
So wüthet Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben an; und nur zu bald erliegt im Drang
Zu ſiegen, oder zu entrinnen,
Der Muth, der nach der Palme rang.
Und dennoch ſoll der Menſch — mit welchem Grimme
Das Schickſal auch herein in ſeine Tage bricht —
Des Lebens würdig ſeyn, und wanken ſoll er nicht
Vom Selbſtgebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu ſeinem Geiſte ſpricht;
Nach einem Ziele ſoll er wandeln,
Das höher ſteht, als ſeine Zeit.
Ein Menſch zu ſeyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer löſ't den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft, die hehre, Gott-
vertraute;
Hervor aus ihrem tiefſten Leben wehn
Unſterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verſtehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber
gehn.
So lautet die erhabne Sendung
An unſern Geiſt; es iſt der Pfad,
Auf welchem ſich die Tugend der Vollendung,
Vollendung ſich dem Frieden naht.

Die Welt ſtoßt unſer reinſtes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unſchuld ſeufzt, und wir erheben
Zu einer Nemeſis den Blick.
Wenn harte Tage ſchwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt ſich jener Glaub' an unſer Herz,
und hält

Uns seine Bürgschaft war aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,

Die tückiſch ihren Gang belauſcht.
Das Unheil naht: Ach! wehrt kein Engel? ſchone! ſchone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub:
Der Sykofant erſcheint; die Unſchuld wird ſein Raub.
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Roſenkrone,
Er trit ſie nieder in den Staub.
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel ſeufzeſt du hinauf:
Sucht dieſer Seufzer nicht weit hinterm Erdenſtaube
Das ſtille Land der Unſchuld auf?
Unwiderſtehlich dringt der Glaube
An eine Geiſterwelt ſich deinem Herzen auf.

So ringe dich empor, den Glauben zu umfaſſen,
Den Mittler zwiſchen dir und einer Götterwelt!

Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen?
Ihn, der, wenn zitternd schon das Leben wankt, dich hält?
Er hebt dich über das Getümmel
Der Erd' empor, wenn du für Recht und Wahrheit flammst. —
Du glaubst, o Freund! an einen Himmel,
Wenn du die Frevelthat verdammst.

Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,
Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betrügt;

Und die Vernunftwelt iſt, wenn die Vernunft
nicht lügt.
Und lügt ſie, dann iſt ſelbſt mein Daſeyn eine
Lüge —
Durch ſie nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligſter Beruf iſt leer und ohne Sinn!
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer ſänk' ich nur dahin! —

Fürwahr, der Menſch iſt hoch erkoren!
Der Ruf zur Pflicht iſt Ruf zum Himmel, iſt
ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeſchworen,
Hier, bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja! dem Gewiſſen iſt ein hohes Wort gegeben;
Es ſpricht: — „Der Götterwelt, o Menſch, ge-
hört dein Leben! —"
Dieß Daſeyn iſt ein ſinkendes Geſchwätz,
Das am Zypreſſenhain verklinget;

Zu einem Leben, das ſich höher ſchwinget,
Ruft uns im Innerſten ein heiliges Geſetz.

Voll Ernſt iſt das Geſetz, das auf Vollendung bringet,
O, furchtbar ernſt in ſeiner Majeſtät!
Doch ſieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend iſt's, mit Kränzen überweht;
Es wandeln Grazien — wie Sterne
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Widerſchein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche ſie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und miſcht ſich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geiſt uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun!

Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.

So steh denn auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!

Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Zäsar hin;
Es trat der letzte Römersinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten:
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend ins Gesicht; sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles

Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn:
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales!

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde;
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiete;
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.

Sie trägt ſo gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der ſeinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon ſtirbt.
Es ſinkt der Menſch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber ſtockt, ins Grab;
Die Wolke forſcht nicht, ob die Unſchuld unten wandelt:
Sie ſchüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur:
Allein es triumphirt in unſerm innern Leben
Noch eine höhere Natur;
Und dieſe rettet zu dem Schirme
Der freiern Willenskraft hinauf.

Die Welt der Sinnlichkeit ist eine Welt der Stürme;
Sie rufe nur in uns den hohen Menschen auf,
Daß er sich kühn dem Niederdruck entschwinge,
Das Leben fasse, welches in ihm lebt,
Und sich empor zu jener Hoheit ringe,
Wovon das Bild vor seinem Geiste schwebt.

Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große
Zum Leben sich herauf: ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren;
Aus grauser Tiefe trit das Hohe kühn empor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor.

Sie brauſ't daher, des Schickſals finſtre Stunde;
Sie treibt die Well' empor, ſie jagt das Leben auf;
Sie wühlet ſtürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kieſel rollt,
Wirft Kieſel aus am Uferrande;
Der über Goldſtaub rieſelt, Gold.

Hoch ſteht der freie Geiſt, der kräftig ſich ermannet,
Und unerſchüttert jedes Schickſals harrt.
Verbannt ein Nero ihn: der Wüthende verbannet
Nur ſich aus eines Gottes Gegenwart.

Da, wo die Unſchuld ruht, und von der Luft umgeben,
In der ſie wandelt, fühlt der Sünder, was er iſt.

„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors innres
Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist! —“

Verhüllend lagerten die Schwärzen
Der Nacht sich über die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Kerzen
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da schlich, mit wilder Lust im Herzen,
Elpinor durch die Dunkelheit,
Zum Laubensitz, um den die Rosen blühen,
Die Holdy, nach des Tages Mühen,
Zur Wölbung eines Tempels weiht.
Hinweg aus der Natur scheint aller Zwist geschieden:
Doch spricht ihr stilles Friedenswort
Ins tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Die Sterne über ihm zu Zeugen

Der Frevelthat, die er begann,
Naht er der Laube ſich; ihn weht aus ihren Zweigen
Ein ſeufzendes Geflüſter an.
Er horcht — und Holdy betet für das Leben
Der Mutter, deren Troſt und Pflegerin ſie war;
Und, wie vor einem frech entheiligten Altar,
Ergreift den Sünder itzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der ſtillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-Wald,
Da ſchimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde ſchwanken,
Die ſchöne, betende Geſtalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüſtling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend, — er entflieht.

Das Laſter flieht zu ſeinen Finſterniſſen,
Wenn ſich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Iſt ein erſcheinendes Gewiſſen,
Das ſchweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder ſchlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit ſeinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die ſeine Schande ſahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend ſich ein Gott verkünde;
Ja, wenn ſie längſt ſchon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild,
Noch im Gefühl, und blizt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgeſtalt durch das Gebiet der Nacht.

Sie iſt's, die ſchaudernd auf in Alexandern wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Perſers deckt,
Der, würdiger als er, aus ſeiner Todesſtunde
Verzeihend noch die Hand nach ſeinem Mörder ſtreckt.
Wir ſehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umſtürmt,
Wie angeſchreckt von Gott, die Gattin und die Kinder
Darius — vor ſich ſelbſt — mit ſeinen Armen ſchirmt.

Das iſt die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das iſt die Kraft, womit erſchütternd
Der hohe Menſch Tyrannen niederſchlägt!

O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der, stärker,
Der, mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Der Glaub' an Tugend ist der Gottesdienst der Reue,
Dem nur umsonst der Sünder widerstrebt;
Er trägt empor die Unschuld, wenn das scheue,
Von ihm ergriffne, Laster bebt.

Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandelt durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.
Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube

Jagt Todesſchrecken ihm ins Ohr;
Ihn faßt ein preſſendes Gezitter;
Aus ſchwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch,
empor:
Es iſt, als murmelten ihm ſchlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantaſie zum Teufel?
Die Furcht zum Nachtgeſpenſt, das aus den
Büſchen horcht,
Und auf den Hügeln waukt? Was iſt es, daß
der Zweifel
An einer Geiſterwelt ihm ſeine Kraft nicht
borgt?
Daß er vor luſtigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahleriſche
Spott? — —
Es iſt die Geiſterwelt, die mächtig ihn er-
ſchüttert;
Ihn ſchrecken Tugend an, Unſterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie;
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und glaubt sich überschirmt. —
O Unschuld, Blütenhauch aus bessern Welten,

Du athmeſt Ruh', ob auch das Leben draußen
ſtürmt.
Wer mag den Geiſt vom Graun der finſtern
Schuld befreien?
Ein heiliges Gemüth iſt Licht im dunkeln Hain.
Wo Engel ſind, iſt Gott; und reine Seelen
weihen
Den Himmel erſt zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend iſt die ſanfte Pur-
purſtelle,
Das Aufgangsroth der neuen Tageshelle,
Das, wenn die Nacht am Horizont
Des Lebens niederhängt, ihn freundlich überſonnt.
An ſchönen Seelen ſtrahlt dieß Lichtaufdäm-
mern röther
Um die geweihte Lebensſaat,
So ſtill, als leuchtete durch's Erdgewölk der Aether
Des höhern Seyns um jede That.

Von diesem Licht erhellt war Hehta's Leben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben:
Da war, von Ruh' und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar:
So wußte sie, um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finsterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heitre Nemesis.

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sen- 440
dung,
Und fodert und verbürgt die ewige Vollendung,
Verbürgt uns dort ein neues Seyn,
Dort, wo die freiern Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,

Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern;
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf:
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüften
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.

Weiß er's, daß ihm ſo nah die Todesqualen drohen?
Wie ſtürzen hinter ihm und vor ihm die Heeren
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! — Nur
Sein großes Ziel vermocht' er, zu erſtreben;
Ein Weihaltar war ſein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes iſt die Weihung,
Die um große Seelen ſchwebt,
Und zur kühnen Selbſtbefreiung
Jede Kraft des Geiſtes hebt.

Mag das wilde Schickſal walten!
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Feſt auf ihrem Göttermuth;

Ringt ſich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelſchlag beſiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in ſolcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, ſein Gott zu ſeyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuſchrein:

Den umfeſſeln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht;
O, der Freie trägt erhaben
In der Bruſt das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zwiefache Natur im Menſchen; und in dieſer Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geiſterwelt. In jener entwickelt er ſich, als Naturweſen, in dieſer reift er durch ſittliche Freiheit zur ſittlichen Freiheit. In jener iſt er leidend, in dieſer gilt ſeine That. V. 1 — 40. Der beſſere Theil des Menſchen, ſein Unſterbliches, welches er aus zu bilden hat, iſt die ihm inwohnende, freie Kraft. V. 41 — 85. Daß er mit einer ſolchen Kraft ausgerüſtet ſey, beweiſet

1. ſeine Fähigkeit, dem Zuſammenleben und den Wechſelverhältniſſen ſeiner Gattung eine Verfaſſung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht dieſe aus jener, hervor; und mit dieſer ſank jene darnieder. V. 86 — 107. Die neueſten Erſcheinungen einer blutigen Anſtrengung menſchlicher Kräfte deuten mächtig den inneren Freiheitsſinn an; ſie offenbaren aber auch zugleich das Mangelhafte ſeiner Willenskraft, die ſich von Leidenſchaften fortreißen läßt. V. 108 — 172. Wie weit wir in der Geſchichte umher ſchauen mögen, wir finden uns überall in einem Gedränge ſchaudervoller, von niederen Antrieben herbei geſtürmter, Begeben-

heiten: und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft. V. 173 — 186. Diese Freiheit bewährt sich

2. durch die Kraft: nur das zu wollen und zu ergreifen, was recht ist. Rechthun hebt uns über die Gränzen der Schicksalsgewalt hinaus. V. 187 — 206. Octavius ist ein Sklav seiner Herrschbegierde. Arm und niedrig ist die List, und wenn sie auch einen Thron erränge; erhaben und reich durch sich ist das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommungsfähig. V. 207 — 230. Er äußert sich

3. im Kampfe mit den Schicksalen, die uns im Laufe des Lebens begegnen. Man denke sich die Freiheit aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheint ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist. Seine Tugend wird zum Phantom. Durch den Instinct nicht gesichert, wird er ein Thier, welches verdammt ist, zu irren. Das Thier irrt nie. Von Außendingen gedrängt, schwankt nur der Mensch, weil er Mensch, weil er frei ist. V. 231 — 258.

4. Sein Daseyn iſt ihm in die Hände gegeben; denn er kann es von ſich werfen. Ob er es ſollte, iſt eine andere Frage, die nicht hieher gehört. Er kann es, weil er frei iſt. V. 259 — 303.

Am glorreichſten tritt dieſe innere Unbefangenheit in dem Siege hervor, der, für die Sache des Rechts, über die ſtärkſten Naturgefühle, und ſelbſt über den Lebenstrieb errungen wird. Die Mutter, die das Leben ihres Kindes mit Gefahr ihres eigenen rettet, handelt frei. Brutus, der, Troz dem aufgeregten Vatergefühl, als unbeſtechlicher Richter, ſeine verrätheriſchen Söhne tödten läßt, behauptet die freie Obergewalt des Rechts. Sokrates ſtirbt frei. V. 304 — 331. Vernunftmäßige Thätigkeit iſt wahres Leben; und die, mit ihr in Harmonie gebrachten, ſinnlichen Triebe ſind eine liebliche Begleitung des, von der Vernunft geleiteten, Wandels. V. 332 — 355. Unterwerfung der Begierden unter die Geſetzgebung der Vernunft iſt der Beruf unſerer inneren Kraft. V. 356 — 366. Ihre heiligen Vorſchriften können im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden. V. 367 — 372. Die begeiſternde Kraft des Menſchen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, drückt ſich, mit ihrem ſchwankenden Siege, im Herkules der Griechen durch ſtarke, eingreifende Züge aus. V. 373 — 467. Von der Höhe der Geiſtesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erſcheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens. V. 468 — 477. Dieſe

Freiheit iſt es, die den Menſchen, wenn er, den erhabenſten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts ſich verliert, kräftig erhebt. Erhebung iſt das Weſen der Vernunft. V. 478 — 508. Sie wirft einen Siegesblick auf das ſinkende Daſeyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren Daſeyn hinüber begleitet. V. 509 — 517. Erinnerungen an das Dahinſcheiden einer ſchönen Seele, wo die Tugend das Wiederleben der Tugend feiert. V. 518 — 615. Wir werden ſeyn; wir werden der höchſten Wahrheit näher und, mit einem innigeren Gefühle der Freiheit und Unſterblichkeit, des Daſeyns uns freuen. V. 616 — 626. Hymnus an die Unſterblichkeit. V. 627 — 646.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Dießseit noch ein Mal ins heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Aun!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet,
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.

Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Die Sinnlichkeit nur ist an's große Rad gekettet;
Das ewig um sich selber kreist;
Allein das innre Leben rettet
Ins tiefre Heiligthum der Menschheit unsern Geist.
Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt,
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Anfang einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;

Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar.
Wie Blütengeist aus grünem Knospenschleier,
Bricht aus dem Zwange sie hervor.
An neuen Sonnen reift sie freier, immer freier
Und himmlischer und seliger empor.

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.

Die Ströme rauſchen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Geſetzen ihren Pfad:
Kein Wollen dort — ſie ſind: im Menſchen lebt ein Wille;
Er ſelbſt iſt ſein Geſetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er iſt durch die Natur, und lebt durch ſeine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Menſch iſt ſeine Frucht aus ſeiner eignen Saat;
Was Menſchen ſäen, werden Götter ernten;
Gott ſpricht durch ſeine Welt, der Menſch durch ſeine That.

Und darum, wo wir ſtehn, ſey jede Stelle
Mit Lebensblüten überſtreut:
Wir ſtehn, zu Göttern eingeweiht,

Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unſterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt
ſie Zeit.
In ihr geht nichts, was Kraft und Leben war,
verloren;
Es flutet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daſeyn iſt ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenſtrahl
umlodert;
Und dieſe todte Wildniß fodert
Das Leben erſt von unſrer Hand.
Wer Daſeyn nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenſchlag zum heiligſten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil ſeines Lebens,
Und giebt die volle Erbſchaft hin.

Er ſchleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit;
Nur Thätigkeit, : entſchloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn feſt, den Geiſt der Stunden, die entflohn;
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht ſie das Leben in die Fluten
Der weihenden Unſterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet ſterbende Minuten.

So laß denn, Freund, laß in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns beſitzen:
Sie blüht ſchon hier, umblüht ſo freundlich ſchon die Ritzen
Des Kerkers, wo die Seele harrt,
Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet ſind;

Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsſtufen
Der Erdenpilgerſchaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.

Einſt herrſchte durch die wilden Gauen
Die wildre Kraft, und der Inſtinct gebot;
Der Wüſtenei entblühten ſauftre Auen,
Die freie Kraft dem Zwang der Noth.
Da ward es hell in dunkeln Thalen,
Als die Vernunft den wilden Trieb beſprach;
Sie war das Licht, das ſich in tauſend Strahlen,
In tauſend Wunderfarben brach.

Die freie Geiſteskraft, die ringend ſich entfaltet,
Erſtrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago ſich geſtaltet:
Der Stier lebt' einſt, wie jetzt; am Euphrat,
wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert, längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele:
So stürzt ein Kurius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus, was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,
Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne, Blüte;

Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verrucht. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht!

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont?
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O, Gallien, du hast umsonst geschworen,
Ein freies Volk zu seyn! umsonst gestürzt den Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloser Brust war sie schon längst entflohn!

Vollendet flammt ſie dort im Glanz des Ideales,
Das vor der Ahnung ſchwebt; und unſer Geiſt empfing
Nur einen Blick des vollen Strahles,
Der, wie ein Mond, hier auf in unſerm Leben ging.
Dort leuchtet ſie aus ihrer höchſten Fülle,
Wie auf ein weites Meer, das Sonnenlicht herab:
Auf dieſem Meer — es iſt des Menſchen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber ſteigen Ungeheuer
Aus ſeinem tiefen Schooß herauf.
Weit ſchattende Geſtalten ſchreiten
Aus dieſem Meer hervor — es ſind die Zeiten —

Sie treten auf, um Heil und Unheil aus zu ſä'n.
Sie rauſchen hin, bald wie die Todesgeiſter,
Die Saaten vor der Ernte niedermähn;
Bald ſäuſeln ſie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdſelig niederwehn.

Ich ſchau hinaus — und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geiſt,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgeſpenſt, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weiſ't.
Dort weiſt es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und ſeufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einſt der Friede ſaß.

Wo iſt das Winzerhaus? Wo grünt der Rebenhügel?
Die Gegend weit umher, wie todt! wie ängſtlich ſtumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit ſchwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwiſchen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,
Ein Tempel Gottes ſich erhob:
Da iſt kein Sabbath mehr, und keine Feierpſalmen
Verkünden dort des Weltengeiſtes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde dieſe Strafen? —
Kein Gott! der Menſch — ſein Wahn ſchuf dieſe Wüſteneien.

Den Menſchen drängt der Menſch. Wer wird
den armen Sklaven
Der wilden Leidenſchaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede ſchwand!
Laß los! o, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hofnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch ſanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn,
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menſchenhuld, mich ſehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheide-
wände!
Verbanne den verruchten Geiſt,
Der wild und grauſam die verſchlungnen Hände
Der Menſchen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner dießſeit ſeines Fluſſes
Den Hüttner jenſeit lieben darf;

Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort
verwarf!

Doch, Freund, wie tief dein Blick in die
Vergangenheiten
Hinunter schaut: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmahl an von schaudervollen
Zeiten;
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer seyn hienieden:
Und doch empört uns noch die grause Heldenzunft;
Und doch begeistert uns, wie Frühlings Wiederkunft,
Der süße Traum von einem ewgen Frieden? ——
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, Trotz dem wilden
Rufe

Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei, der unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln;

Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt:
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln:
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel' ihm auch das Leben aus der Hand.
Nur recht thun, und nichts anders wollen
Ist ihr Gesetz, ihr Geist; und heilig ist die Pflicht. —
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen;
Die Welt in uns berührt es nicht.

Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub:
Wie niedrig flattern ihre Schwingen

Im Dienſt der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!

Octavius entrann der Tyrannei des Feindes;
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie ſchreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu ſtehn! —“
Iſt er ſo arm, daß er zu ſeinem Glücke
Die ſieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligſtes Gefühl: mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edeln Römer Blut.

Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie ſelbſt, und nur ſie ſelbſt iſt ihr Gewinn.
Die Weisheit iſt, wie ſtill ſich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt, die Liſt iſt eine Bettlerin.

Laß immerhin die Grübler ſtreiten!
Wer recht thut, der iſt frei, um, zwiſchen Schmerz und Luſt,
Zur Freiheit kämpfend fort zu ſchreiten:
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menſchenbruſt;
Und dieſes nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der ſucht, was die Natur verheißt:
Der Halbgott ſteht am Scheidewege!
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geiſt!

Nimm weg die freie Kraft, — und wag' es, zu entwirren
Den ewgen, innern Friedensbruch,
Der uns mit uns entzweit: dann iſt ein Widerſpruch,
Ein Thier iſt dann der Menſch, und doch verdammt, zu irren.

Dann iſt die Heiligkeit der Tugend ein Phantom,
Und ihre Majeſtät iſt eine Schattenwürde!
Doch warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betrit mit ſchwankem Fuß die Pfade, die er wandelt:
Warum? — Es iſt der Menſch, der in dem Menſchen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Menſch lebt immer künftig;
Das Thier iſt halb vernünftig durch Inſtinct;
Indeß der Menſch, halb unvernünftig,
Herab von ſeiner Würde ſinkt.

Die Weltnatur iſt nie mit ſich im Widerſtreite;
Doch warum iſt der Menſch von heute
Nicht mehr der Menſch, der er noch geſtern war? —
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In ſeinem Willen auf: er will, und will doch nimmer;
Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt ſein Geiſt, ſein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdrängt' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Doch, doch! verfehlt ihn nicht der Freiheit leiſer Wink.
Hier, dieſer Mond, der auf in ſeinem Buſen ging,
Verfinſtern mag er ſich — ihn findet ſeine Sonne! —

Dem Menſchen ward ein freier Lebensſinn.
Was um ihn iſt — es iſt dem Daſeyn hin-
gegeben,
Dem Menſchen nur gab ſich das Daſeyn hin.
Es iſt der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh' erwacht,
Und plötzlich aufſpringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinſchleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Miſſethat;
Und als ſie ſchwarz vor ſeine Seele trat,
Das Daſeyn ſich um ihn verengte,
Kein Retter ſeine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken, droht.
Es ſauſ't ein Sturm durch alle ſeine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und
wählt den Tod.

Doch will er nicht zu raſch hinaus ins Dunkel
greifen;
Nicht Stürme ſollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage ſoll die That in ihrer Knoſpe reifen;
Entſchloſſen will er untergehn!
Die dritte Nacht erſcheint ſchwarz, wie die
dunkle Pforte,
Der ſich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er ſeinen finſtern Weg betrat.
Es rieſeln ſchaudernde Gefühle
Kalt durch ſein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus
dem Flutgewühle
Des Lebens ſich mein Haupt, und weg iſt meine
Spur!
Zum letzten Male denn, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick' ich zu euch hinaus;
Der hohe Weltgeiſt, der an ſeinem Herzen

Euch liebend trägt, verstoßt mich nicht daraus!
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab;
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht
vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein
finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber:
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein Geist,
wir müssen fort! — —"

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die
That auch tadeln!
Sagt! ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daſeyn fiel uns zu; die Freiheit wirb errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geiſtesfreiheit ſiegt,
Beſiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebſt, du ſchauderſt noch vor jener Uferſtelle,
Wo kühn hinab die ſanfte Hehra ſprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd ſie errang.
Die Geiſtesfreiheit ſiegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört ſie nicht;
Er fühlt die ſüßre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit naſſem Blick, am Blutaltar die Söhne

Den fodernden Geſetzen opfern läßt. —
Die Geiſtesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfeſt.

Es iſt nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie ſanft verwarf der Weiſe Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in ſeinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod iſt ein Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat. —“
So ſpricht der Mann der Kraft, der ſich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen ziſchen:
Um ihn iſt alles ſtill, um ihn iſt Licht und Ruh;

Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben;
Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dieß verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt,
Dann frömen sie die Glut auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entschwärmen;
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen:
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor,

Doch auch kein Fruchthalm reift; und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern im holden Zauberschimmer
Der Phantaſie, mit unſerm Herzen hin:
Allein die ernſtere Vernunft ſey immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitſtern, der uns führet.
Die ganze Menſchlichkeit in uns vereine ſie
Zu einem Lautenſpiel der Lebensmelodie:
Dieß iſt das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menſchen wallt und wogt die Flut der Leidenſchaft,
In ſanft umgrüntes Ufer hingebettet;
Auf einer Inſel thront mit Herrſchermund und Kraft

Die frei gebietende Vernunft hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Flut und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe;
Da herrsche nie die wilde Flut hinauf! -
Denn Wehe der Vernunft! und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraus't, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz trit bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gefühlt;
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeißert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,

Und innig doch mit ihm vermählt,
Umſtürmt mit ihrem Kampf, umſchwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Aleiden,
Dem ſie die Bruſt zum Hyderkampfe ſtählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schoß der Einſamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will.
Und an einem Scheidewege
Steht er ſinnend plötzlich ſtill.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.

Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?
Zwei erſcheinende Geſtalten
Stehn vor ſeinem Blicke da.

Eine der Geſtalten leuchtet,
Wie der friſche Blumenring,
Der, vom erſten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ ſprach ſie „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels: aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —“

Zauber ſprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft.

Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig, wie des Himmels Friede,
Steht ſie da. — Von Schaam bedeckt,
Fühlt ſich zitternd der Aleide
Von der Tugend angeſchreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage“
Spricht ſie „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, biſt du mein.

Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich beſiegen aber weiht
Ihm die höchſte Strahlenkrone
Himmliſcher Unſterblichkeit. —“

Und der Jüngling — ſchöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig ſich und glühend
In die Hand der Tugend ſchwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der ſtarke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder:
Aber ſeinem Frieden droht
Eine fürchterlichte Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt.

Friede noch; allein Jole
Trit ihm in den Heldenlauf;
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick;
Grauſe That und Schmach und Reue
Hängen an Joleus Blick.
Sieh! er reißt ſie ehn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewiſſens ihm an's Herz;
Und der ſüße Lebensfriede
Wandelt ſich in wilden Schmerz.

Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

So furchtbar klammert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterfeur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.

Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen
Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O! wie erſcheint ihm hier das Bild der bun-
ten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zuſammenbaut!
Der Thronkoloß ſtürzt ein zur grauen Schäfer-
hütte,
Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon
zerfällt!
Ja, blick in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinaus geſtellt!

Der Tag verſchied, er ging verſtummend unter;
Groß iſt die ſtille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in dieſe dunkle Pracht!
Wie feierlich iſt ſie! wie heilig! Schon hinunter

In dieſe tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgeſtalten ziehn ſtill feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, ſtaun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Rieſenglieder!
Siehſt du den Menſchen noch vor dieſer Flut des Lichts?
Dieß Anſchaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menſchen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geiſteswürde,
Die ſtark umfaßt, was ſie erlor,

Hebt über Welten ihn empor;
Sie ſind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf iſt: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Sonnenflur,
Durch welche freie Geiſter wandeln.
Der Menſch iſt ſelbſt ſein Gott, und ſein Beruf iſt: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, ſein Haupt ſo hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer ſchon des Lebens Sonne ſteht,
Dann rettet die Vernunft aus den zerſtörten Lauben,
An denen ſchon die Zeit den letzten Kranz verwebt,

Sie rettet ſich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüſtung geht,
Und zu der Tugend ſpricht: „Dein Kranz wird nicht verwehen;
Du ſchwindeſt nicht, ob auch dein Schatten hier verſchwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels iſt, und keinen Himmel fand. — "

Trit zur geheimnißvollen Pforte,
Trit hin, o Freund! dort ging die Heilige hinaus;
Und dich ergriff die ganze Kraft der Worte:
„Zum Wiederſehn ſey mir gegrüßt, du Geiſterhaus! — "
Dieß war der letzte Ton von einem ſchönen Liede,

Das in der zarten Frühlingsblüt' entſchlief;
Es war, als ob ein Engeltag verſchiede,
Der ſanft in ſeine Ruh die Abendſtille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und tränmend ſinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenſchimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung.
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz
auch breche —
Mit allem, was ſie war, o laß ſie auferſtehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen
ſpreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! — "
Und führe mich durch all die reichen Blütenge-
gänge
Des ſchönen Lebens hin, das ſelig dich umfing.
Es töne, wie ein Laut verhallender Geſänge,
Wo eine ſchöne That in ihrem Kranze ging.

Die Ruhe ſchwebe dort, wo Hehra zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug;
Und heilig ſey der Raum, wo ſie die ofnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen ſchlug!
Der Hügel ſey geweiht, wo, ſanft von Licht gewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo ſie, umblüht von jungen Angerwölken
Und holden Engelkindern, ſaß!
Und wo ſie betete, da winden Epheuranken
Zur Tempelwölbung ſich am Lindenſtamm hinauf!
Da ſchreck' ein tiefes Graun erſchütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber ſäuſle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der ſich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeiſterung erhabner Gottgefühle
Wie Harfenlaut von ihren Lippen floß.

Ihr ganzes Leben war die ſanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho ſchlief;
Ein Lautenſpiel, aus welchem ſelbſt das ſcharfe,
Verwüſtende Geſtürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verſtummen — welch ein ruhiges Ver-
ſchweben!
O, ſanft entſchlief ihr Tag; er hatte ſchön ge-
macht!
Ein Genius — es war ihr Leben — 560
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du ſahſt es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes ſchimmerte: er nahte, wie die Ruh,
Und lächelte, und ſprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel ſeinem Himmel zu.

Geſeiert ſey, vor allen Tempelſtellen,
Der Hügel, wo ſie ruht, in ſeiner Roſenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O ſieh, der Raſen bebt, als ſchlüg' er Blumenwellen

Empor an die geweihte Gruft!
Und jener Abend, den die Sommerblüte
schmückte,
Der, wie ein schlafender, bekränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln zückte,
Der liebenden Natur im weichen Arme lag —
O, jener Sternenabend — unvergessen
Durchblickt er noch die hangenden Zypressen,
Die schon um Hehra's Hügel wehn!

Da frage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dieß sind Erdengaben!

Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferſtehn,
Wird jede Geiſtesblüt' entſchleiern,
Und wird das große Wiederſehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwiſchen Seelen 5ge
ſtehn,
Die ſchattenden Geſtalten, werden ſchwinden;
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den
Strahlenkern;
Aufleuchten wird der Stern den Stern:
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird ſich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und ſanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner ſpiegeln.

Nicht das Roſenlächeln, nicht
Jener Kranz von blonden Haaren; 6re

Nicht was die Geſtalt umblühte:
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele ſpricht!

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätheriſchen Erwachen,
Wird empor in Hymnen ſchweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmliſcher den Himmel machen:
Dich begeiſtern wird nur ſie!

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird ſich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille ſchufen.
Das iſt Hehra! wirſt du rufen.
O! dann wirſt du ſie erkennen
An dem Himmel, den ſie baut.

Ja, Freund, wir werden ſeyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und ſeliger uns freun;
Und lyriſcher wird unſer Leben tönen,
Mit ſchönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, ſtiller wird's um ſeine Tugend ſeyn.
Erheben wird ſie ſich auf freierm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit,
Und heller ſtrahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unſterblichkeit!

Unſterblichkeit, Gedanke, der du Leben
Und Licht ins Daſeyn ſtrahlſt, und über Zweifel ſiegſt,
Wie hoch kannſt du den Menſchen heben,
Wenn du den Menſchen überfliegſt!

Unſterblichkeit, dir bringe denn die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weiheſt am Naturaltar
Es ein zu ſeinem Götterthume.

Wenn Graun der Nacht an meinem Pfade lauſcht,
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauſcht,
Zur Ruhe deiner Geiſterſtille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längſt verſunkne Trümmer:
Du tritſt hervor in deinem leiſen Schimmer,
Wie eine rettende Geſtalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thräne entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf:
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum erſten Geſange.

Vers 320. Das Unternehmen des tapfern Corſen San Piedro gegen die Genueſer, die Unterdrücker ſeines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit ſeiner Gattin, Vanina Ornano, und ſeinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterſtützte Verſuche zur Wiedereroberung der entriſſenen Freiheit einzuleiten. Die Genueſer wendeten ſich an Vanina, mit dem Erbieten: ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugeſprochenen, Güter zurück zu geben, wenn ſie die Rückkehr Piedro's nach Corſika bewirken würde. Vanina ſchwankte lange, ob ſie dieſem Antrage Gehör geben ſollte, und endlich wurde ſie durch den Geiſtlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entſchluſſe beſtimmt, nach Corſika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeſchifft, und ſie ſelbſt war ſchon auf der Reiſe begriffen, als Piedro

davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Piedro foderte trotzig vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro," spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zu zu fügen, im Begrif gewesen sey, und — — erdrosselt sie mit eigener Hand.

V. 323. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 374. Pharus, ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser, und zur Warnung vor Syrten oder Klippen und Sandbanken dient.

Zum zweiten Gesange.

V. 78. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

V. 285 — 291. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers: jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 291. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben die Leier in der Milchstraße.

V. 312. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 317. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des südlichen Himmels. —

Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen, Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Pollux die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 331. Die Jungfrau — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 334. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 337. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 342. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender, Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 347. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern

Er iſt der glänzendſte Stern am ganzen Himmel, und befindet ſich an der ſüdlichen Himmelsgegend im Sternbilde des großen Hundes.

V. 350. Uranus iſt ein, zu unſerm Sonnenſyſtem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er iſt 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 356. Venus — ein bekannter Planet unſers Sonnenſyſtems.

Zum dritten Geſange.

V. 291. Kaſſandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie beſaß vom Apoll die Gabe der Weiſſagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterſtadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 296—310. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Name Griechenlands. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 323. „Erhabne Worte ſprach der Hain" u. ſ. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimniß-

vollem Dunkel die Orakel ihre hohen Götterſprüche vernehmen ließen. Der dodoniſche Wald in Epirus verhüllte in ſeinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 326. Die ſchöne Dichtung von Amor und Pſyche verſchleiert die zarten Vorſtellungen von Seyn und Werden. Die Pſyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geiſtiges Weſen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daſeyns genießt. Sie iſt die Vermählte Amors, die unſterbliche Genoſſin der himmliſchen Liebe. Amor hatte Pſychen oft gewarnt, nicht nach zu forſchen, wer ihr Liebhaber ſey. Aber, auf die Vorſtellungen ihrer Schweſtern, die nach ihrem Wunſch ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schweſter neidiſch, ihr den Wahn einflößten: ihr Liebhaber ſey ein Ungeheuer, trat ſie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewafnet mit einem Dolche, zu dem Lager des ſchlummernden Amors, um ſich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erſtaunte ſie, an deſſen Statt, den himmliſchen Amor ſelbſt zu erblicken. Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verſtieß zürnend die getäuſchte Pſyche. Die Unglückliche irrte nun troſtlos auf der ganzen Erde umher, den verlorenen Gott auf zu ſuchen und zurück zu

ſtehen. Sie mußte ſich harten Büßungen unterwerfen, bis ſie endlich von Amor, der ſie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Verſammlung der Himmliſchen eingeführt wurde, wo ſämmtliche Götter an der Vermählung Pſychens mit der himmliſchen Liebe Theil nahmen. — So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu ſeinem Urſprunge zurück.

Zum vierten Geſange.

V. 92. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefſten Dunkel der Haine wohnten.

V. 99. Horen — die Göttinnen der Jahres- und der Tageszeiten. Ihr Amt war nicht nur, den glänzenden Triumphzug Aurorens tanzend zu verherrlichen; ſondern auch das ſchöne Gleichgewicht in der Natur zu erhalten.

V. 318. Las Caſas war Biſchof von Chiappo in Mexico. Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbeſſern, und überſandte ſie Kaiſer Karln dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften

hält er den Tyrannen dieſes, mit einer ſchauderhaften Grauſamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendſten Ketten der Sklaverei verſchmachten mußten. Er zeigte, daß es das Chriſtenthum entehre, dieſe Mitgenoſſen einer Religion der Menſchlichkeit, der ſchrecklichſten Unmenſchlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die ſich Chriſten nannten, mit der Menſchlichkeit zu thun! Dem Las Caſas ſtellte ſich ein Widerſtand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für ſeine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umſtände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, ſchlug er freilich, leider! den Tyrannen Weſtindiens vor, die, den chriſtlichen Indiern ab zu nehmenden, Sklavenketten den heidniſchen Schwarzen an zu legen. Von dieſem Vorſchlage an datiert ſich der, die Menſchheit ſchändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit ſeine Stimme ſo laut erhoben hat, daß ſelbſt Pitt ihm das Gaukelſpiel einer abſichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchleriſches Opfer, ſchuldig zu ſeyn glaubte. — Las Caſas wurde durch die drängende Noth, durch ſpaniſchen Deſpotismus, zu einem Vorſchlage hingeſchreckt, der ſeinem Herzen widerſprach. — Es iſt ein entzückender, unvergänglicher Kranz,

den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

V. 358. Vesta — die Göttin, welche den Erdkreis mit heiliger, unverlöschbarer Gluth belebte. Ihr geheimnißvolles Wesen hüllt die Fabel in einen keuschen Schleier. Sie ist eine jungfräuliche Gottheit: daher ihr Gottesdienst von geweiheten, keuschen Jungfrauen verwaltet wurde.

V. 377. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach welchen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt nach ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 384. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien, war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 239 — 245. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war,

rief er anklagend aus: „O, Tugend! iſt das dein Lohn?“

V. 264. Büffon ſtarb an dem ſchmerzhaften Uebel, die Griesskrankheit genannt.

V 338. Tiberius, Roms tyranniſcher Gebieter, vermogte die Heuchelei nicht durch zu ſetzen, mit welcher er ſeine ſchreckliche Regierung begann. Von Laſter zu Laſter fortgeriſſen, floh er endlich vor dem Geſpenſte ſeiner Schande nach der einſamen Inſel Caprää, ſetzte dort ſeine Greuelthaten fort, und kam ſeit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 347. „Sie (die Tugend) iſt's, die ſchaudernd auf in Alexandern wacht“ u. ſ. w.

Es iſt bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von mazedoniſchen Soldaten getödteten, Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm, und ſie einer würdigen Behandlung übergab.

V. 398. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke ſchelten“ u. ſ.

Monteſpan, des vierzehnten Ludwigs Mätreſſe, fühlte die Verſchuldungen, welche ihr Gewiſſen belaſteten, nie ſtärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angſtſchweiß über-

goſſen, riß ſie ein Kind auf ihren Schoos, und glaubte durch deſſen Unſchuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels geſichert zu ſeyn.

V. 430. Nemeſis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgenſten Frevel beſtraft. Im Menſchen iſt ihr Repräſentant das Gewiſſen.

Zum ſechſten Geſange.

V. 64. Thetis — eine Göttertochter des Meeresgottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluten des Styx, wodurch er bis auf die Ferſe, an der ſie ihn beim Untertauchen hielt, unſterblich und unverletzbar wurde. Im trojaniſchen Kriege erhielt er gerade an dieſer Stelle eine Wunde, und ſtarb.

V. 99. Die Erzählung des Livius, daß ſich Kurius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pestköhle geſtürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, ſtrahlt wenigſtens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in ſo fern liegt darin eine ſymboliſche Wahrheit.

V. 100. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Kar-

thago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber, weit entfernt, zum Frieden zu rathen, foderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fort zu setzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte; aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

V. 148. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

V. 211. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus, und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich aus zu gleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 312. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze

befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 380. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, welche dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es

war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte: es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Glut; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

V. 399. Tellus — die Erde.

Gedruckt bei Fr. Aug. Grunert dem ältern in Halle.